LESEPROBE

Noah Lindholm

Das Haus der Antworten

Verzeihen beginnt hinter der ersten Tür: Ein Roman über Groll, Verstehen und die Liebe dahinter

Hinweis für den Leser

Dieser Roman erzählt vom Tod einer Mutter, von Trauer und von einem Kontaktabbruch in einer Familie. Manche Szenen berühren alte Wunden, behutsam, aber deutlich. Wenn dich das gerade zu sehr belastet, darf das Buch warten.

Das Haus, in dem Sabine erwacht, ist erfunden. Ebenso die Türen, die Uhr und die Menschen dahinter. Was nach dem Tod geschieht, weiß niemand, auch der Autor nicht. Dieses Buch ist deshalb ein Märchen für Erwachsene. Ein Lehrbuch über das Jenseits will es nicht sein. Es lädt zu einer Sichtweise ein: dass hinter dem, was Menschen einander antun, oft eine Geschichte steht, die man von außen nicht sieht.

Verstehen heißt in diesem Buch nicht gutheißen. Niemand muss verzeihen, niemand muss sich versöhnen. Und niemand wird aus seiner Verantwortung entlassen.

Wer mit Trauer, mit einem Bruch in der Familie oder mit dunklen Gedanken ringt, verdient echte Begleitung. Ein Roman kann trösten, aber er ersetzt kein Gespräch mit einem Menschen, der dafür ausgebildet ist.

Vorwort

Es gibt Fragen, die werden nicht leiser. Man trägt sie durch Jahre und Umzüge, durch Hochzeiten und Beerdigungen, und irgendwann merkt man, dass sie mit am Küchentisch sitzen, jeden Morgen.

Warum war sie so? Warum war er so?

Meistens stellen wir diese Fragen den falschen Menschen. Uns selbst, nachts um drei. Einer Freundin am Telefon. Einem Fotoalbum. Nur selten dem Menschen, um den es geht. Und wenn doch, bekommen wir oft eine Verteidigung, ein Schulterzucken oder Schweigen. Oft kennt der andere die Antwort selbst nicht. Kaum jemand weiß, warum er so geworden ist. Er war nur dabei.

Dieses Buch stellt sich einen Ort vor, an dem die Antworten kommen. Als Blick von innen, ohne Urteil und ohne Ausrede. Was hat dieser Mensch als Kind erlebt? Welchen Satz hat er sich damals gemerkt, und wie lange hat dieser Satz für ihn entschieden? Was wollte er in dem Moment, in dem er uns wehgetan hat? Und was hätte er gebraucht, um es anders zu machen?

Sabine Kortmann bekommt diese Antworten. Aber sie bekommt sie nicht geschenkt. In ihrem Haus öffnet sich eine Tür nur, wenn sie zuerst die Hand reicht. Das ist die einzige Regel, und sie ist schwerer, als sie klingt. Denn wer die Hand reicht, kann nicht gleichzeitig die Fäuste ballen.

Vielleicht fällt dir beim Lesen ein Mensch ein. Vielleicht einer, an den du lange nicht gedacht hast, oder einer, an den du jeden Tag denkst. Du musst nichts mit ihm tun. Es genügt, ihn eine Weile mitzunehmen, durch diesen Flur, an diesen Türen vorbei.

Wer verstehen will, muss zuerst die Hand reichen.

Kapitel 1: Die ungesendete Nachricht

Seit einundvierzig Minuten stand der silberne Corsa vor der Gerberstraße vierzehn, und seit einundvierzig Minuten roch er nach Vanille und Zimt. Die Vanille kam von dem Duftbaum am Rückspiegel, den Sabine Kortmann vor zwei Jahren an einer Tankstelle gekauft hatte, weil die Kassiererin so müde aussah und sie irgendetwas kaufen wollte, damit es nicht so wirkte, als hätte sie nur getankt. Der Zimt kam aus der Dose auf dem Beifahrersitz. Zwölf Zimtschnecken, am Morgen gebacken, mit Zuckerguss, den sie ein zweites Mal angerührt hatte, weil der erste zu flüssig geworden war.

Anna hatte Zimtschnecken geliebt. Mit sieben hatte sie den Zuckerguss immer zuerst abgeleckt und den Rest liegen lassen, und Sabine hatte den Rest gegessen, im Stehen an der Spüle, damit nichts weggeworfen wurde.

Heute wurde Anna siebenundzwanzig.

Im dritten Stock brannte Licht. Eine Lichterkette hing schief im Fenster, eine von diesen Ketten mit kleinen Papierlaternen, und eine der Laternen war heruntergerutscht und baumelte vor der Scheibe. Sabine sah zu, wie die Laterne sich drehte, wenn drinnen jemand vorbeiging. Jedes Mal griff sie fester um das Handy auf ihrem Knie. Jedes Mal ging niemand ans Fenster.

Die Scheiben beschlugen langsam. Sie hatte den Motor ausgemacht, weil laufende Motoren in Wohnstraßen die Leute ärgern, und mit dem Motor war die Heizung gegangen. Ihre Füße in den guten Stiefeln waren kalt geworden. Sie wischte mit dem Ärmel ein Guckloch in die Seitenscheibe, ein ordentliches Rechteck, und hasste sich ein bisschen dafür, dass es ordentlich war.

Das Display war schon dreimal dunkel geworden. Sie tippte es wieder an. Annas Name stand oben, darunter die letzte Nachricht, die ihre Tochter ihr geschrieben hatte, vor drei Jahren und vier Monaten: „Ich brauche Abstand. Bitte respektiere das."

Sabine hatte es respektiert. Darin war sie gut. Sie hatte keine Karte zu Weihnachten geschickt, weil eine Karte auch eine Art Anruf war. Annas Instagram hatte sie nie geöffnet. Sie hatte nur das kleine runde Bild angesehen, wenn es zufällig auftauchte, und es nie vergrößert. Dreimal im Jahr hatte sie eine Nachricht angefangen und wieder gelöscht. Sie war eine sehr respektvolle Mutter gewesen. Sie war so respektvoll gewesen, dass ihr eigenes Kind inzwischen in einer Wohnung mit Papierlaternen lebte, die sie nie betreten hatte.

Unter Annas Satz blinkte der Strich im leeren Feld.

Sie tippte: „Hallo Anna, ich bin zufällig in der Gegend."

Sie war neunzig Minuten Autobahn gefahren, mit einem Stau vor Kamen, in dem sie das Radio leiser gestellt hatte, weil der Fahrer im Wagen neben ihr telefonierte und sie ihn nicht stören wollte. Zufällig. Sie löschte das Wort, dann den ganzen Satz.

„Entschuldige, dass ich störe."

Das ließ sie stehen. Das stimmte wenigstens.

„Ich würde dich gern kurz sehen. Nur wenn es dir passt. Ich habe dir etwas mitgebracht."

Sie las es. Das „gern" klang, als würde sie etwas verlangen. Sie löschte es. Ohne „gern" klang es wie ein Termin beim Amt. Sie schrieb es wieder hin. Dann löschte sie „Ich habe dir etwas mitgebracht", weil Anna womöglich denken würde, sie wolle sich etwas erkaufen, und Zimtschnecken waren ohnehin kein Geschenk für eine Frau von siebenundzwanzig.

Im linken Arm zog es. Ein dumpfes Ziehen, vom Ellbogen bis in die Schulter, wie nach einem Tag mit schweren Einkaufstaschen. Sie bewegte den Arm, ließ ihn kreisen, so weit es das Lenkrad zuließ. Das kam vom Fahren. Sie hielt das Lenkrad immer zu fest, das hatte Thomas schon gesagt, damals, als er noch neben ihr geses-

sen hatte und alles kommentierte, was sie tat. „Du fährst, als würde dir das Auto jeden Moment weglaufen."

Jemand klopfte an die Scheibe.

Sabine fuhr so heftig zusammen, dass ihr das Handy vom Knie rutschte und in den Fußraum fiel. Vor dem Guckloch erschien ein Gesicht, ein Mann mit Wollmütze und rotem Bart, die Hand noch erhoben.

Sie kurbelte das Fenster herunter. Der Corsa hatte noch Fenster zum Kurbeln, das war einer der Gründe, warum sie ihn behalten hatte. Er hatte nie etwas verlangt.

„Entschuldigung", sagte sie, bevor er etwas sagen konnte.

„Sie stehen vor meiner Einfahrt."

„Oh Gott. Entschuldigung. Natürlich. Ich fahre sofort weg."

Sie tastete nach dem Schlüssel, der steckte, und dann nach dem Handy im Fußraum, das unter das Pedal gerutscht war, und dabei stieß sie mit dem Ellbogen an die Dose, und der Deckel sprang auf. Der Wagen war sofort voller Zimt.

Hinter dem Mann stand ein Kombi mit laufendem Motor, und auf der Rückbank saß ein Junge, vielleicht fünf, die Nase an der Scheibe platt gedrückt. Er sah nicht den Mann an und auch nicht Sabine. Er sah die Dose an.

„Kein Stress", sagte der Mann. „Ich muss nur rein."

„Ja. Natürlich. Es tut mir so leid."

„Sie müssen sich nicht entschuldigen", sagte er, und es klang müde, wie von jemandem, der am Ende eines langen Tages noch einen Satz übrig hatte. „Sie stehen nur im Weg."

Sie wusste nicht, was sie darauf sagen sollte. Also nahm sie eine Zimtschnecke aus der Dose, die oberste, die mit dem meisten Zuckerguss, und hielt sie ihm durchs Fenster hin.

Er sah die Zimtschnecke an. Dann sie. Dann drehte er sich um, zum Kombi, wo der Junge inzwischen beide Hände an die Scheibe gelegt hatte.

„Für Ihren Sohn", sagte Sabine. „Die sind von heute Morgen."

Der Mann zögerte, dann nahm er sie, vorsichtig, mit zwei Fingern, als hätte sie ihm ein Küken gereicht. „Danke“, sagte er. Und nach einer kleinen Pause, mit einem Blick auf die volle Dose: „Haben Sie Geburtstag oder so?“

„Nein“, sagte sie. „Jemand anders.“

Sie fuhr den Corsa vier Meter nach vorn, vor einen Altglascontainer, der nach saurem Wein roch. Im Rückspiegel sah sie, wie der Mann die Wagentür öffnete und dem Jungen die Zimtschnecke gab, und der Junge leckte zuerst den Zuckerguss ab, genau so, erst den Zuckerguss, dann sah er auf die Schnecke, als hätte er vergessen, dass da noch etwas dran war.

Sabine lachte. Es kam überraschend, ein kleines, hustendes Lachen, und mitten im Lachen tat ihr die Brust weh.

Sie legte die Hand auf das Brustbein. Darunter saß etwas Schweres, wie eine volle Wärmflasche, die jemand auf sie gelegt hatte, nur dass sie nicht warm war. Sie atmete flach ein. Das Schwere blieb.

Das kam vom Lachen und von der Kälte und davon, dass sie seit heute Morgen nichts gegessen hatte außer dem missratenen ersten Zuckerguss, den sie nicht hatte wegwerfen wollen.

Sie hob das Handy auf. Das Display hatte einen neuen Sprung, quer über Annas Namen. Die Nachricht war noch da.

„Entschuldige, dass ich störe. Ich würde dich gern kurz sehen. Nur wenn es dir passt.“

Oben im dritten Stock bewegte sich die Papierlaterne. Diesmal blieb ein Schatten hinter der Scheibe stehen. Eine Gestalt, schmal, die Arme verschränkt, so wie Anna schon als Teenager am Fenster gestanden hatte, wenn sie auf jemanden wartete, der sich verspätete.

Sabine rutschte im Sitz nach unten.

Sie war einundfünfzig Jahre alt, sie hatte dreiundzwanzig Jahre lang eine Buchhaltung geleitet und einmal einen Wasserrohrbruch allein mit Handtüchern aufgehalten, bis der Notdienst kam, und jetzt kauerte sie in ihrem eigenen Auto neben einem Altglascontai-

ner, weil ihre Tochter aus dem Fenster sah. Fast hätte sie wieder gelacht. Es ging nicht, weil die Wärmflasche schwerer geworden war.

Der Schatten verschwand. Die Laterne drehte sich noch einmal und kam zur Ruhe.

Aus dem Ziehen im Arm war ein Brennen geworden, das bis in den Kiefer ging, und ihre Finger am Handy fühlten sich an, als gehörten sie jemand anderem. Ihr wurde heiß, obwohl ihre Füße noch immer eiskalt waren. Auf ihrer Stirn stand Schweiß.

Sie wusste, was das sein konnte. Sie hatte die Plakate in der Apotheke gesehen, die Frau mit der Hand auf der Brust, die Liste darunter. Sie wusste auch, was jetzt zu tun war: eins, eins, zwei. Dann käme ein Krankenwagen mit Blaulicht in die Gerberstraße, Sanitäter würden klingeln, Nachbarn an die Fenster treten, und der Mann mit dem roten Bart würde sagen: Die Frau mit den Zimtschnecken. Und Anna stünde oben im dritten Stock, an ihrem Geburtstag, und sähe ihre Mutter auf einer Trage, mitten in ihrer Straße, mitten in ihrem Abstand, um den sie so deutlich gebeten hatte.

Nein. Erst die Nachricht. Wenn Anna Ja sagte, würde sie hochgehen, sich kurz hinsetzen, ein Glas Wasser trinken. Wenn Anna Nein sagte, würde sie zur Autobahn fahren und an der ersten Raststätte anhalten. Sie würde niemandem zur Last fallen. Das hatte sie ihr ganzes Leben nicht getan, und sie würde heute nicht damit anfangen.

Sie las die Nachricht ein letztes Mal. Die Buchstaben verschwammen ein wenig an den Rändern, und sie blinzelte, bis sie wieder scharf wurden.

Das „Entschuldige“ stand ganz vorn. Sie überlegte, ob sie es löschen sollte. Ob Anna es überhaupt lesen wollte, dieses Wort, das ihre Mutter dreißigmal am Tag sagte, beim Bäcker, beim Arzt, beim Mann mit dem roten Bart. Ob es ein einziges Mal möglich war, einfach zu schreiben: Ich bin hier.

Ihr Daumen schwebte über dem Wort. Dann sank er ab, weil die Hand nicht mehr tat, was sie sollte, und blieb einen Fingerbreit über dem kleinen blauen Pfeil hängen.

Sie drückte nicht. Sie saß einfach da, den Daumen über dem Pfeil, die Stirn gegen das kalte Lenkrad gelehnt, und der Wagen roch nach Vanille und Zimt, und irgendwo hinter ihr klirrte jemand eine Flasche in den Container, und die Wärmflasche auf ihrer Brust wurde so schwer, dass sie das Klirren nur noch von sehr weit weg hörte.

Ein bisschen Kraft fehlte. Nur ein bisschen. So viel, wie man braucht, um zu stören.

Kapitel 2: Das glattgezogene Bett

Das Erste, was Sabine roch, war Bohnerwachs. Das Zweite war Wolle, kratzig und mit dem Kellergeruch aus dem Wäscheschrank ihrer Mutter, und als sie die Augen öffnete, lag die rotgrün karierte Decke auf ihr, die man als Kind nur bekam, wenn man Fieber hatte.

Über ihr an der Dachschräge klebten Leuchtsterne, die ihr Vater an einem Sonntagnachmittag mit dem Zollstock ausgerichtet hatte, ohne ein Wort. Sabine lag in ihrem Kinderbett, die Füße am Fußende, die guten Stiefel noch an.

Sie setzte sich auf. Die Wärmflasche auf ihrer Brust war weg, der Arm zog nicht mehr, und sie fühlte sich wie nach einem Mittagsschlaf an einem Samstag, an dem niemand etwas von ihr wollte. Dann stand sie auf, schlug die Decke zurück, schüttelte das Kissen und zog das Laken glatt, Kante für Kante, bis keine Falte mehr übrig war. Die Decke faltete sie auf Kissenbreite. Sie strich mit der flachen Hand zweimal darüber, und hinter ihr lachte jemand.

Auf der Fensterbank saß ein Mädchen. Es hatte die Knie unters Kinn gezogen und trug einen gelben Regenmantel, viel zu groß, die Ärmel zweimal umgeschlagen. An den Gummistiefeln klebte Kreidestaub. Vorne fehlte ein Zahn, und durch die Lücke pfiff es leise, als die Kleine Luft holte, um weiterzulachen.

„Du bist tot“, sagte das Mädchen, „und machst das Bett.“

„Entschuldigung“, sagte Sabine.

Irgendwo unter ihnen quietschte die Treppe. Es war ein langes, empörtes Quietschen, wie wenn jemand mit vollem Gewicht auf die vierte Stufe tritt, die schon immer die lauteste gewesen war. Sabine hielt still und horchte. Niemand kam herauf.

„Das macht die jedes Mal“, sagte das Mädchen. „Wenn du dich entschuldigst. Ich hab gezählt, wie oft du das sagst. Bei achthun-

dert hab ich aufgehört, da war ich noch nicht mal in der dritten Klasse."

Sabine sah an sich hinunter. Sie trug noch Mantel und Stiefel, und am Ärmel klebte ein Fleck Zuckerguss, der inzwischen hart geworden war. Sie drehte die rechte Hand um und betrachtete die Daumenkuppe, als müsste dort noch etwas kleben. Der Daumen hatte einen Fingerbreit über einem blauen Pfeil gehangen. Danach kam nichts mehr, woran sie sich erinnerte.

„Ich hatte einen Herzinfarkt", sagte sie. Es klang wie eine Buchung.

„Mhm." Die Kleine ließ die Stiefel gegen die Heizung baumeln, und die Heizung antwortete mit einem hohlen Bong. „Neben dem Container. Da, wo es nach altem Wein riecht."

„Woher weißt du das?"

„Ich war dabei."

Sabine betrachtete das Mädchen genauer. Den Mantel hatte ihre Mutter im Schlussverkauf gekauft, drei Nummern zu groß, zum Reinwachsen, und bis er endlich passte, war er so oft geflickt worden, dass sie sich darin wie ein Postsack gefühlt hatte. Auf dem linken Knie des Mädchens klebte ein Pflaster mit Bärchen. Unter Sabines Strumpfhose, an genau derselben Stelle, saß eine kleine weiße Narbe vom Bordstein vor der Bäckerei.

„Du bist ich", sagte sie.

„Ich bin ich." Das Mädchen rutschte von der Fensterbank und landete mit beiden Stiefeln gleichzeitig, und der Kreidestaub stob auf. „Du bist die, die das Bett macht."

Sabine setzte sich auf die Bettkante, vorsichtig, um die Decke nicht zu zerdrücken. Vom Tod hatte sie nur Bruchstücke im Kopf gehabt: ein Licht am Ende von irgendetwas, eine Wiese, ihre Großmutter in der geblümten Kittelschürze, die mit einem Teller Reibekuchen auf sie wartete. Notfalls hätte sie auch mit gar nichts umgehen können. Gar nichts machte keine Umstände.

„Ich hab mir das ganz anders vorgestellt", sagte sie.

„Alle stellen sich das anders vor.“ Das Mädchen ging zur Tür, zog ein Stück Kreide aus der Manteltasche und blieb auf der Schwelle stehen. „Kommst du? Oder machst du noch das Kissen?“

Das Kissen lag schief. Sabine sah es an und ließ es liegen, und es kostete sie mehr, als sie zugegeben hätte.

Es waren noch immer vierzehn Stufen, sie hatte sie als Kind jeden Abend gezählt. Die vierte gab keinen Laut, als Sabine darauftrat.

„Siehst du“, sagte das Mädchen von unten. „Die ist nur bei Entschuldigungen empfindlich.“

Der Flur hatte früher vier Meter gehabt, mit Garderobe, Telefontischchen und dem Spiegel, in den man beim Schuheausziehen nicht schauen durfte, weil das eitel war. Alles stand noch da. Aber hinter dem Spiegel ging der Flur weiter, Tür an Tür, braun lackiert, bis die Deckenlampen so klein wurden wie Fingernägel, und es roch nach Bohnerwachs und, ganz schwach, nach Sonntagsbraten.

Das Mädchen kniete schon auf den Dielen und malte Himmel und Hölle, Kästchen für Kästchen, oben einen Halbkreis. Sabine hatte das Spiel seit vierzig Jahren nicht mehr gesehen, und ihre Füße wussten sofort, wo sie hingehörten.

„Wo bin ich hier?“, fragte sie. „Ich meine, wirklich.“

„Bei dir zu Hause.“ Das Mädchen warf einen Kronkorken, er landete in Kästchen drei, und es hüpfte los, auf einem Bein, dann auf beiden. „Nach dem Leben findet jede Seele das vor, was ihrer weiteren Reise dient“, sagte die Kleine im Hüpfen, beiläufig, als würde sie das Wetter ansagen. „Bei manchen ist es ein Garten. Bei manchen ist es ein Spiel.“ Sie drehte sich im Himmel um, auf einem Bein, die Arme ausgebreitet. „Bei dir ist es dein Elternhaus. Weil du hier etwas verstehen willst.“

„Was denn verstehen?“

„Warum die alle so waren, wie sie waren.“ Sie hob den Kronkorken auf, wackelte und fiel nicht um. „Das wolltest du schon immer. Mehr als alles. Und wer versteht, findet Frieden.“

„Und wenn ich es nicht verstehe?“

„Dann nicht.“ Das Mädchen landete wieder vor dem ersten Kästchen und zuckte mit den Schultern. „Muss ja nicht. Ist kein Test.“

„Das klingt wie ein Kurs an der Volkshochschule“, sagte Sabine.

„Was ist eine Volkshochschule?“

Sabine öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Am Ende des Flurs, dort, wo die Lampen am kleinsten waren, stand etwas Dunkles und Hohes, und jetzt, wo niemand hüpfte, hörte sie es. Ein Ticken, tief und hölzern, nur falsch herum. Das Tack kam vor dem Tick.

Sie ging darauf zu, auf den Fußballen, wie früher, wenn ihr Vater Mittagsschlaf hielt. Die Türen hatten keine Namensschilder, nur Messingklinken, manche blank gegriffen, manche stumpf, und zwischen ihnen lagen Fenster. Im ersten war ein Wintermorgen. Eine Frau Ende zwanzig kratzte mit einer Kundenkarte Eis von der Windschutzscheibe, und auf der Rückbank klopfte ein Kleinkind im roten Schneeanzug mit dem Fäustling gegen das Glas. Sabine blieb stehen. Die Frau war sie. Das Kind war Anna, mit drei, und Sabine hatte an diesem Morgen gefroren, weil sie Anna ihre Handschuhe gegeben hatte. Sie legte die Fingerspitzen an die Scheibe. Das Glas war warm.

„Die zeigen alle irgendeinen Tag“, sagte das Mädchen, das auf einmal wieder neben ihr stand und Kreide kaute. „Nicht immer die guten.“

„Hör auf, Kreide zu essen.“

„Du hast auch Kreide gegessen.“

„Ich war sieben.“

„Ich bin sieben.“

Die Standuhr war die ihrer Eltern. Ihr Vater hatte sie jeden Samstag aufgezogen, mit dem kleinen Schlüssel, den außer ihm niemand anfassen durfte. Hinter dem Glas schwang das Messingpendel, und der Sekundenzeiger lief rückwärts, gleichmäßig und ohne Eile, wie ein Mann, der einen Weg zurückgeht, weil er etwas vergessen hat. Die Uhr zeigte zehn vor acht.

„Die läuft falsch rum“, sagte Sabine.

„Die läuft richtig rum. Nur nicht in deine Richtung.“ Das Mädchen tippte mit dem Kreidefinger gegen das Glas, unten links, wo die Drei und die Vier standen. „Halb vier. Nachts. Da bist du gekommen.“

„Und was passiert um halb vier?“

„Dann gibt es das Haus nicht mehr.“

„Und mich?“

Die Kleine dachte nach, lange, und bohrte dabei mit der Stiefelspitze in einer Ritze zwischen den Dielen. „Weiß ich nicht“, sagte sie. „Ich war noch nie bei halb vier.“

Sabine rechnete. Das tat sie immer, wenn ihr etwas Angst machte, und es half auch diesmal ein bisschen. Zehn vor acht bis halb vier, rückwärts, das waren vier Stunden und zwanzig Minuten. „Wie schnell geht sie?“

„Wie sie will.“

„Uhren gehen nicht, wie sie wollen.“

„Die schon.“ Das Mädchen legte das Ohr an das Holz, als würde es einen Bauch abhören. „Manchmal ist sie schnell. Manchmal schläft sie fast ein. Ich glaube, sie mag dich nicht besonders.“

„Sie kennt mich doch gar nicht.“

„Sie hat vierzig Jahre im Wohnzimmer gestanden“, sagte das Mädchen. „Die kennt dich besser als du.“

Die letzte Tür links von der Uhr war anders als die anderen. In der Augenhöhe eines Kindes klebte ein Pferd mit Glitzermähne, halb abgerissen, die Ecke umgeknickt. Anna hatte es mit sechs auf ihre Kinderzimmertür geklebt. Als Sabine die Wohnung nach der Trennung renovieren ließ, hatte der Maler drumherum gestrichen, und sie hatte ihm extra Trinkgeld dafür gegeben.

Ihre Hand lag schon auf der Klinke, bevor sie entschieden hatte, sie dorthin zu legen. Die Klinke war kalt, kälter als alles im Haus. Sie drückte. Die Klinke gab nicht nach, nicht einen Millimeter, als wäre sie mit dem Türblatt aus einem Stück gegossen.

„Die ist zu“, sagte das Mädchen.

„Warum?“

„Die ist zu“, sagte die Kleine noch einmal, und zum ersten Mal, seit Sabine sie kannte, hüpfte sie nicht. Sie stand einfach da, in ihrem viel zu großen Mantel, und sah das Pferd an.

Sabine ließ die Klinke los. „Erklär mir, wie das hier funktioniert“, sagte sie, und es war die Stimme, mit der sie früher neue Auszubildende gefragt hatte, wo die Belege vom Vormonat waren. „Bitte. Ich muss wissen, wie das funktioniert.“

Das Mädchen seufzte, wie nur Kinder seufzen, mit dem ganzen Körper. Dann nahm es Sabines Hand. Die Finger waren klebrig und klein und warm, und sie rochen nach Butterkeks.

„Hinter jeder Tür ist einer“, sagte es. „Einer, der wichtig war. Die Tür geht nur auf, wenn du dem die Hand gibst. So.“ Es drückte einmal zu. „Und wer die Hand nimmt, fühlt, was der andere gefühlt hat. Alles. Auch das, was dir wehgetan hat. Dann siehst du es mit seinen Augen.“

„Und dann?“

„Dann gehst du raus, und die Tür geht zu. Für immer. Da kannst du nicht noch mal rein, auch wenn du was vergessen hast.“ Die Kleine ließ los und wischte sich die Hand am Mantel ab, als hätte Sabine geklebt. „Und die Uhr läuft. Das war’s. Mehr Regeln gibt’s nicht.“

„Und wenn ich keinem die Hand gebe?“

„Dann stehst du im Flur, bis halb drei.“

„Halb vier.“

„Halb vier“, sagte das Mädchen ungerührt und malte ein neues Kästchen.

Sabine sah den Flur hinunter und dann wieder das Glitzerpferd. Sie strich den Mantel glatt, obwohl er glatt war, und zupfte am Zuckergussfleck, bis ein Krümel abfiel. Sie hatte im Leben vielen Leuten die Hand gegeben, auf Weihnachtsfeiern, bei Beerdigungen, bei Vorstellungsgesprächen, und jedes Mal darauf geachtet, nicht zu lange festzuhalten, damit sich niemand bedrängt fühlte.

„Und wenn ich die Hand gebe und der andere will sie nicht?“, fragte sie.

Das Mädchen hörte auf zu malen und sah zu ihr hoch, die Kreide zwischen zwei Fingern wie eine Zigarette. „Hast du schon mal jemandem die Hand gegeben, der sie nicht wollte?“

„Ich glaube nicht.“

„Hast du schon mal jemandem die Hand gegeben, der sie wollte?“

Sabine wollte antworten. Sie suchte nach einem Beispiel, Thomas, Anna, irgendwer, und fand eine ganze Menge Situationen, in denen sie Taschen getragen, Kuchen gebacken, Tische abgeräumt und Arzttermine vereinbart hatte. Eine Hand fand sie nicht.

Bevor sie etwas sagen konnte, klickte es hinter ihr, leise und trocken, wie ein Schloss, das nach langer Zeit von selbst aufspringt. Die erste Tür hinter der Treppe, die mit dem Milchglaseinsatz, stand einen Spalt offen. Kalte Luft kam heraus, die nach überreifen Bananen und Pappkarton roch, ein Piepen, dann noch eins, regelmäßig wie ein Herzmonitor, und das Brummen von Neonröhren.

Und eine Frauenstimme, heiser, ungeduldig, eine Stimme, die Sabine sofort erkannte, obwohl sie sie fünfzehn Jahre lang nicht gehört hatte: „Können Sie mal ein bisschen hinne machen? Hier warten Leute.“

Kapitel 3: Die Kassiererin

„Kennst du die?“, fragte das Mädchen.

„Nein“, sagte Sabine.

Die Treppe blieb stumm. Für Lügen war sie offenbar nicht zuständig. Die Kleine sah erst zur vierten Stufe, dann zu Sabine, und zog die Augenbrauen so hoch, dass der Regenmantel auf ihren Schultern ein Stück mitrutschte.

„Das ist eine Kassiererin“, sagte Sabine. „Eine Kassiererin aus dem Markt am Kirchplatz. Die hat mich einmal angeschnauzt, vor fünfzehn Jahren. Das ist gar nichts. Die Frau hatte einen schlechten Tag.“

„Und warum bist du dann fünfzehn Jahre lang zum anderen Markt gefahren? Zu dem an der Umgehungsstraße?“

„Der hatte die bessere Brottheke.“

„Der ist elf Minuten weiter weg.“

„Neun.“

„Elf, wenn die Ampel an der Schule rot ist.“ Das Mädchen steckte die Kreide ein. „Die ist immer rot.“

Durch den Türspalt piepte der Scanner weiter, unbeirrbar, und jedes Piepen zog Sabine ein Stück zurück in einen Donnerstag, den sie sorgfältig weggepackt hatte. Sie verschränkte die Arme. „Ich gehe da nicht rein. Ich wüsste nicht, was ich der Frau sagen soll.“

„Du musst nichts sagen. Du musst die Hand geben.“

„Einer Kassiererin? Über das Band?“

„Über das Band“, sagte das Mädchen und zuckte mit den Schultern.

Sabine blieb stehen, wo sie stand, und die Kleine sah sie eine Weile an, den Kopf schief. Dann streckte sie selbst die Hand aus,

die mit dem Butterkeks. „Erst üben“, sagte sie. „Komm. Ich zeig’s dir.“

„Ich weiß, wie man jemandem die Hand gibt.“

„Nein.“

Sabine nahm die Hand, weil es schneller ging, als zu diskutieren. Die Finger des Mädchens schlossen sich locker um ihre, gerade so, dass sie da waren.

„Jetzt drei Atemzüge“, sagte die Kleine. „Und nichts sagen. Gar nichts. Nur atmen und festhalten.“

Sabine atmete ein. Der Flur roch nach Bohnerwachs und Bananen, die Uhr tickte rückwärts, die kleine Hand in ihrer war warm und ein bisschen feucht. Sie atmete aus. Beim zweiten Einatmen hielt sie es nicht mehr aus. „Entschuldige, ich weiß nicht, ob ich das richtig mache.“

Die Treppe quietschte, lang und gekränkt, und das Mädchen hob einen Finger. „Das war ein Entschuldige“, sagte es. „Von vorn.“

Beim zweiten Versuch schaffte Sabine zwei Atemzüge, dann räusperte sie sich, was nach Meinung der Kleinen auch als Sprechen galt. Beim dritten Versuch schloss sie die Augen und zählte stumm mit. Beim ersten Atemzug blieb die Hand da, beim zweiten sank etwas in ihren Schultern um einen Zentimeter nach unten, eine Stelle, von der sie nicht gewusst hatte, dass sie sie hochgezogen hielt, und beim dritten hörte sie auf zu zählen. Als sie die Augen öffnete, sah das Mädchen sie an, ernst und ohne zu lachen.

„So“, sagte es. „Wer verstehen will, muss zuerst die Hand reichen.“

Sabine verdrehte die Augen. „Wo hast du das denn her?“

„Hab ich mir gerade ausgedacht. Gut, oder?“

„Das klingt wie ein Kalenderblatt beim Zahnarzt.“

„Du warst seit vier Jahren nicht beim Zahnarzt“, sagte das Mädchen und schob die Tür mit dem Milchglas ganz auf.

Über engen Gängen summten Neonröhren, das Linoleum war an den Kassen grau getreten, und es roch nach Bananen und Bodenreiniger. Alles stand still. Eine alte Frau mit Rollator hielt eine

Packung Kaffee in die Luft, als wollte sie sie wiegen, ein Junge in Trainingsjacke klemmte mitten im Gähnen fest, eine Fliege hing unbeweglich über dem Obst. Nur an der Kasse bewegte sich etwas. Über dem Band hing ein Schild mit einer großen roten Drei.

Auf dem Laufband lagen Sabines Sachen: Spülmittel, Margarine, eine Gurke, zwei Packungen Geburtstagskerzen, weil sie beim ersten Mal die falsche Farbe genommen hatte, und daneben ihr braunes Portemonnaie mit dem kaputten Druckknopf. Hinter der Kasse saß die Frau.

Sie war älter, als Sabine sie in Erinnerung hatte, oder sie war genauso alt, und Sabine war damals jünger gewesen. Ende vierzig, blondiert, mit dunklem Ansatz, ein blauer Kittel mit einem Namensschild: Yvonne. Sie hatte den Kopf aufgestützt und sah Sabine entgegen, als hätte sie gewartet.

„Na endlich", sagte Yvonne. „Die mit dem Kleingeld."

Sabine blieb am Ende des Bandes stehen, wo man den Warentrenner hinlegte. „Sie erinnern sich an mich?"

„Ich hab an Sie gedacht", sagte Yvonne. „Öfter, als mir lieb war."

„Ich habe damals so lange gebraucht", sagte Sabine schnell. „Das tut mir leid. Ich hätte mit Karte zahlen sollen, ich weiß auch nicht, warum ich …"

Hinter ihr quietschte die Treppe, so laut, dass die Fliege über dem Obst kurz zuckte. Yvonne hob die Augenbrauen und sah an Sabine vorbei, in den Flur. „Was war das?"

„Die Treppe", sagte das Mädchen, das auf einem Stapel Bierkisten am Ende des Gangs saß und mit den Stiefeln baumelte. „Die mag das nicht."

„Ich auch nicht", sagte Yvonne.

Sabine sah ihre Hand an. Sie sah das Laufband an, das schwarze Gummi mit den hellen Kratzern, die Gurke, die Kerzen. Es war lächerlich. Sie war tot, und sie stand in einem Supermarkt und schämte sich für eine Gurke. Dann streckte sie den Arm aus, über das Band, über das Spülmittel, und hielt die Hand hin, offen, wie

man einem Hund die Hand hinhält, von dem man nicht weiß, ob er beißt.

Yvonne sah die Hand an. Dann wischte sie ihre eigene am Kittel ab, zweimal, und nahm sie.

Ein Kiosk an einer Straßenecke. Es ist November, und es zieht durch den Spalt unter der Tür. Yvonne ist acht. Sie sitzt hinter dem Tresen auf einem Kasten Sprudel und macht Hausaufgaben auf dem Deckel einer Zigarettenstange, und ihr Bauch tut weh, seit dem Mittag schon. Ihre Mutter zählt Wechselgeld in die Plastikschale, Münze um Münze, und als Yvonne zu weinen anfängt, sagt sie, ohne aufzusehen: „Wer jammert, hält den Laden auf." Yvonne hört auf zu weinen. Sie lernt es an diesem Tag und an vielen anderen, bis es kein Lernen mehr ist: Wer langsam ist, wird überrollt, und wer weint, hält alle auf. Jetzt ist sie siebenundvierzig und sitzt an Kasse drei, und in der Tasche ihres Kittels liegt das Handy. Um sechs Uhr früh ist ihr Sohn Dennis mit dem Krankenwagen weggefahren, fünf Jahre alt, hohes Fieber, ein steifer Nacken, und der Arzt hat ein Wort gesagt, das sie nicht aussprechen kann. Ihr Exmann ist mitgefahren. Der Filialleiter hat gesagt, er findet so schnell keinen Ersatz. Sie will nur eins, in genau dieser Minute: dass die Schlange kürzer wird, damit sie um halb zwölf in die Pause kann und im Krankenhaus anrufen, und dass das Handy bis dahin stillhält, weil sie nicht weiß, was sie tut, wenn es vorher klingelt. Dann kommt die Frau mit dem Kleingeld. Sie zählt Zwanziger und Zehner auf das Band, eine Münze rollt weg, sie bückt sich danach und sagt „Entschuldigung", sie zählt neu und sagt noch einmal „Entschuldigung", sie hält den Blick gesenkt, und Yvonne denkt: Schrei mich an. Sag mir, ich soll mich nicht so anstellen. Dann kann ich zurückschreien und muss nicht weinen. Aber die Frau entschuldigt sich ein drittes Mal, leise und klein, und es klingt wie die Münzen in der Plastikschale, und Yvonne fährt sie an, weil sie ihr Kind nicht festhalten kann und das hier das Einzige ist, was sie schneller machen kann. Und irgendwo unter allem, an einer Stelle, die sie erst jetzt sieht, liegt ein ruhiger Satz: Wir haben beide als

Kinder gelernt, dass man niemanden aufhalten darf; die eine ist davon klein geworden und die andere laut.

Sabine sah sich selbst. Sie stand vor dem Band, sechsunddreißig, die Schultern nach vorn, den Kopf gesenkt, und sammelte Münzen ein. Sie sah ihr eigenes Gesicht, rot bis an den Haaransatz, sie hörte ihre eigene Stimme, so leise, dass die Frau hinter ihr sich vorbeugte, um zu verstehen. Und sie fühlte, was Yvonne in diesem Moment für sie gefühlt hatte, und es war schlimmer als das Anschnauzen: Verachtung, kurz und heiß, für die Frau, die nicht zurückschrie, für sie.

Ihre Knie gaben nach. Sie hielt sich mit der freien Hand am Band fest, und das Gummi war kalt und ein bisschen klebrig, irgendwer hatte hier Saft verschüttet.

„Ja", sagte Yvonne leise. „So ging das."

Am liebsten hätte Sabine sich entschuldigt, für das Kleingeld, für die Gurke, dafür, dass sie Yvonne an ihrem schlimmsten Tag auch noch den Grund zum Schreien gegeben hatte. Stattdessen hielt sie die Hand fest und atmete, einmal und noch einmal, und beim dritten Mal liefen ihr die Tränen über das Gesicht, ohne dass sie schluchzte, sie liefen einfach, und eine fiel auf die Gurke.

Yvonne ließ die Hand nicht los. „Es war trotzdem gemein", sagte sie. „Das sag ich gleich, damit Sie nicht denken, ich will mich rausreden. Sie konnten nichts dafür. Sie haben bloß Kleingeld gezählt."

„Ich hätte zurückschreien sollen", sagte Sabine.

„Ja." Yvonne lachte, kurz und heiser, ein Raucherlachen. „Das wär schön gewesen. Dann hätten wir beide geheult und es wär vorbei gewesen."

„Wie geht es Dennis?"

„Der ist zwanzig und lernt Kfz-Mechatroniker." Yvonnes Gesicht wurde weich, auf eine Art, die nicht zu dem Kittel passte. „Hirnhautentzündung. Er hat nichts zurückbehalten. Nur seine Mutter hat einen Knacks, die fängt bis heute an zu zittern, wenn ihr Telefon vor neun klingelt."

Sabine wischte sich mit dem Mantelärmel über das Gesicht, und der harte Zuckerguss kratzte über ihre Wange. „Ich bin fünfzehn Jahre lang zu dem Markt an der Umgehungsstraße gefahren“, sagte sie. „Wegen Ihnen.“

„Ich weiß.“ Yvonne nickte langsam. „Ich hab mich jeden Donnerstag gefragt, wo die mit dem Kleingeld bleibt. Ich hab sogar den Filialleiter gefragt. Der hat gesagt, ich spinne.“

Von den Bierkisten kam ein Knistern. Das Mädchen hatte eine Packung Butterkekse aus dem Regal hinter den Bierkisten genommen und aufgerissen und biss gerade die Ecke eines Kekses ab, ganz akkurat, mit den Vorderzähnen, die es noch hatte.

„Du kannst hier nicht einfach Kekse essen“, sagte Sabine.

„Die sind fünfzehn Jahre alt“, sagte das Mädchen. „Die vermisst keiner.“

Yvonne sah von der Kleinen zu Sabine und wieder zurück, und um ihre Augen zogen sich Falten zusammen. „Ist das Ihre?“

„So ungefähr“, sagte Sabine.

„Die hat Ihren Mund.“

Dann ließ Yvonne die Hand los. Sie tat es vorsichtig, Finger für Finger, und legte Sabines Hand auf das Band zurück, neben das Spülmittel, als würde sie eine Ware ablegen. Sie nahm die Gurke und zog sie über den Scanner, und es piepte.

„Das war meine Antwort“, sagte sie. „Die andere wartet am Ende des Flurs.“

„Welche andere?“, fragte Sabine.

Yvonne scannte die Margarine, dann die Geburtstagskerzen, erst die eine Packung und dann die zweite, und bei jedem Piepen sah sie ein bisschen weniger auf. Der Junge in der Trainingsjacke beendete sein Gähnen, die alte Frau stellte den Kaffee in den Wagen zurück, die Fliege flog weiter.

„Komm“, sagte das Mädchen und zog Sabine am Mantel.

Sie gingen hinaus. Hinter Sabine schloss sich die Tür mit einem weichen Klicken, wie eine Kühlschranktür, und als sie sich umdrehte, war das Milchglas weiß geworden, ohne Licht dahinter,

und die Messingklinke war fort. Die Tür sah aus wie ein Stück Wand. Sabine legte die Hand darauf. Das Holz war warm.

„Für immer?“, fragte sie.

„Für immer.“ Das Mädchen kaute. „Willst du einen Keks?“

Sabine nahm einen. Er schmeckte nach Butter und Pappe und nach den Nachmittagen in der Küche, an denen sie ihre Hausaufgaben am Wachstuchtisch gemacht hatte, während die Mutter bügelte, und sie aß ihn im Stehen, und dann aß sie noch einen. Ihre Schultern waren immer noch einen Zentimeter tiefer. Sie bemerkte es, als sie den Mantel zuknöpfen wollte und der Stoff anders fiel.

Die Uhr am Ende des Flurs tickte rückwärts. Sie zeigte zwanzig vor acht.

Neben der Uhr, unter der letzten Tür, der mit dem Glitzerpferd, lag ein Streifen Licht auf den Dielen. Den hatte es vorhin nicht gegeben. Es war ein warmes, gelbes Licht, ein bisschen fleckig, wie Licht durch Papier, wie Licht durch kleine Laternen, die an einer Kette hängen. Und durch den Streifen ging ein Schatten. Er kam von links, blieb stehen, ging nach rechts zurück und kam wieder. Jemand ging hinter Annas Tür auf und ab. Der Keks fiel Sabine aus der Hand, und sie lief los.

Kapitel 4: Wem bist du eine Antwort schuldig

Der Flur wurde länger, während sie lief. Fenster zogen an ihr vorbei, ein Sommer, ein Schulhof, ein Wartezimmer, ein Weihnachtsbaum, und die Uhr kam kaum näher, als zöge jemand die Dielen unter ihr in die andere Richtung. Über ein Kreidekästchen sprang sie mit beiden Füßen, ohne nachzudenken, wie mit sieben. Sie war seit der Schulzeit nicht mehr gerannt, nicht so, mit offenem Mantel und offenem Mund, und ihre Lunge brannte, obwohl sie tot war, was sie unfair fand.

Dann war sie da. Der Lichtstreifen unter Annas Tür lag warm und gelb vor ihren Stiefelspitzen, und der Schatten war stehen geblieben, genau in der Mitte.

„Anna?“ Sie klopfte. Zuerst zweimal, höflich, mit dem Knöchel des Mittelfingers, so wie man bei Ämtern klopft. „Anna, ich bin’s. Mama.“

Nichts. Der Schatten bewegte sich nicht.

„Entschuldige, dass ich einfach so …“ Weit hinten quietschte die Treppe, kaum noch zu hören, und Sabine redete schneller, damit sie es nicht hörte.

„Ich wollte dir nur sagen, ich war da. Ich stand vor deinem Haus. Ich hatte dir Zimtschnecken gebacken, die mit dem Zuckerguss, und ich habe dir eine Nachricht geschrieben, ich hab sie nur nicht …“ Sie brach ab. Sie legte die flache Hand gegen das Holz, direkt neben das Glitzerpferd, und das Holz war so kalt wie vorhin die Klinke. „Anna. Mach bitte auf.“ Der Schatten ging nach links und verschwand.

Sabine packte die Klinke mit beiden Händen und rüttelte. Sie rüttelte, wie sie noch nie an etwas gerüttelt hatte, mit dem ganzen

Gewicht, einen Stiefel gegen den Türrahmen gestemmt, und das Glitzerpferd zitterte, und die Tür gab keinen Millimeter nach.

Dann schlug die Uhr. Es war ein einziger Schlag, tief und dumpf, so laut, dass Sabine ihn in den Zähnen spürte. Das Pendel hinter dem Glas stockte und schwang zurück, und der große Zeiger sprang mit einem Ruck einmal ganz herum, rückwärts, bis das Gehäuse zitterte. Dann tickte sie weiter, tack, tick, als wäre nichts gewesen, und zeigte zwanzig vor sieben.

Sabine ließ die Klinke los. Ihre Hände waren rot, an den Innenflächen hatte das Messing Abdrücke hinterlassen.

„Du hast gedrängelt", sagte das Mädchen.

Die Kleine stand mitten im Flur, ein paar Meter hinter ihr, mit hängenden Armen. Der Regenmantel war ihr von einer Schulter gerutscht, und sie sah aus wie ein Kind, das zugesehen hat, wie ein Erwachsener eine Vase fallen lässt, und jetzt wartet, wer schuld ist.

„Ich will doch nur zu ihr."

„Du hast eine Stunde weggedrängelt."

„Das wusste ich nicht! Das hast du nicht gesagt!"

„Ich hab gesagt, die ist zu."

„Du hast nicht gesagt, dass die Uhr dann springt."

Das Mädchen dachte darüber nach. „Stimmt", sagte es. „Wusste ich auch nicht."

Sabine lehnte sich mit dem Rücken gegen Annas Tür und rutschte daran hinunter, bis sie auf den Dielen saß, die Knie angezogen, die Stiefel im Kreidestaub. Sie rechnete, weil sie nicht anders konnte. Zwanzig vor sieben bis halb vier, rückwärts. Drei Stunden und zehn Minuten. Eine Stunde war einfach weg, wie eine falsche Buchung, die jemand ohne Beleg ausgebucht hatte.

Dann fiel ihr das Handy ein. Sie tastete die Manteltaschen ab, links, rechts, und in der rechten war es, wo es immer war, neben einem zusammengefalteten Einkaufszettel und einem Hustenbonbon. Sie zog es heraus. Der Sprung lief quer über das Display, über Annas Namen, genau wie im Auto. Darunter stand die Nachricht, alle drei Sätze.

„Entschuldige, dass ich störe. Ich würde dich gern kurz sehen. Nur wenn es dir passt."

Der kleine blaue Pfeil leuchtete. Sabine sah ihn an, und ihr ganzer Körper wurde still. Sie dachte nicht mehr an die Uhr. Sie legte den Daumen auf den Pfeil, genau dorthin, wo er neben dem Container einen Fingerbreit darüber gehangen hatte, und drückte. Der Pfeil wurde grau.

Sie drückte noch einmal. Fester. Der Pfeil blieb grau, und unter der Nachricht erschien keins von den kleinen Zeichen, an denen man sieht, dass etwas unterwegs ist. Sie drückte ein drittes Mal, mit dem Daumennagel, so fest, dass der Sprung im Display knirschte.

„Die geht nicht mehr raus", sagte das Mädchen.

„Das ist ein Netzproblem." Sabine hielt das Handy hoch über den Kopf, wie sie es im Urlaub an der Nordsee gemacht hatte, als die Ferienwohnung kein Netz hatte. „Hier ist einfach kein Empfang."

„Die geht nicht mehr raus", sagte das Mädchen noch einmal. „Die bleibt hier. Die hast du nicht abgeschickt, und jetzt ist es vorbei mit Abschicken."

„Es gibt immer einen Weg." Ihre Stimme wurde laut und schneller, und sie hörte es selbst und konnte nicht aufhören. „Man kann alles nachbuchen. Man kann stornieren, man kann korrigieren, man kann einen Beleg nachreichen, ich habe dreiundzwanzig Jahre lang Sachen nachgereicht, die andere vergessen hatten, dafür gibt es Fristen, dafür gibt es …"

„Hier nicht."

Wenn die Nachricht schon nicht ging, wollte Sabine wenigstens das „Entschuldige" wegmachen, das ganz vorn stand. Sie setzte den Daumen dahinter und drückte auf Löschen, lange, bis der Daumen weiß wurde, und kein einziger Buchstabe verschwand. Die Tastatur ging auf und wieder zu, als wollte sie höflich sein.

„Nicht mal das", sagte sie.

„Nicht mal das", sagte das Mädchen.

Sabine ließ den Arm sinken. Das Handy war viel zu leicht für alles, was darin stand. Sie drückte das Display gegen die Stirn, und das Glas war kühl. Anna würde nie lesen, dass ihre Mutter vor ihrem Haus gestanden hatte, an ihrem Geburtstag, mit zwölf Zimtschnecken. Sie würde von einem Herzinfarkt neben einem Altglascontainer erfahren, von der Polizei vielleicht oder von Thomas, und sie würde denken, ihre Mutter sei zufällig in der Gegend gewesen.

Eine andere Angst kam erst jetzt, und sie kam so schnell, dass Sabine das Handy fallen ließ. Es rutschte über die Dielen und blieb in einem Kreidekästchen liegen, in der Hölle.

„Ist sie tot?“, fragte Sabine. „Anna. Wenn sie da drin ist. Ist sie auch …“

Das Mädchen kam näher, hockte sich vor sie hin und hob das Handy auf, ganz vorsichtig, mit zwei Fingern, und legte es Sabine in den Schoß. „Hinter den Türen warten auch welche, die noch leben“, sagte es. „Mit dem Teil von sich, der mehr weiß als sie selbst.“

Sabine lachte. Es kam aus ihr heraus wie ein Schluckauf, und gleichzeitig liefen ihr wieder die Tränen, und sie wischte sie mit dem Ärmel weg, mit dem Zuckerguss, der kratzte. Anna lebte. Anna saß in ihrer Wohnung mit den Papierlaternen und hatte Geburtstag, und irgendein Teil von ihr ging hier hinter einer Tür auf und ab.

„Kann sie mich hören?“, fragte Sabine. „Wenn ich durch die Tür rede?“

Das Mädchen legte den Kopf schief. „Hast du ihr mal was gesagt, das sie hören konnte?“

Sabine öffnete den Mund. Sie hatte Anna tausend Dinge gesagt. Zieh dir eine Jacke an, hast du deine Brotdose, ruf an, wenn du da bist, Papa meint das nicht so. Sie schloss den Mund wieder.

„Du hättest es ihr sagen können“, sagte das Mädchen. „Jetzt sitzt du auf dem Boden und hast nasse Backen.“

„Danke.“

„Bitte.“

Neben Annas Tür, zwischen ihr und der Uhr, war ein Fenster, das Sabine vorhin nicht bemerkt hatte. Darin war eine Küche. Ihre Küche, die alte, in der Wohnung am Stadtpark, mit den gelben Fliesen und dem Kalender von der Sparkasse. Auf dem Tisch stand ein Teller mit Zimtschnecken, und auf jeder steckte eine Kerze. Ein Mädchen von sieben Jahren mit zwei Zöpfen leckte den Zuckerguss von einer Schnecke, mit geschlossenen Augen, vollkommen glücklich.

Sabine zog sich am Türrahmen hoch und trat ans Fenster. Diesen Tag hatte sie zwanzig Jahre lang nicht mehr angesehen.

Am Tisch saß Thomas, zweiunddreißig, in seinem karierten Hemd, und sagte etwas zu Anna. Sabine hörte es nicht, das Glas ließ keinen Ton durch, aber sie sah, wie Annas Zunge mitten in der Bewegung stehen blieb. Sie sah, wie das Kind die Zimtschnecke auf den Teller zurücklegte, ganz langsam, den abgeleckten Teil nach unten, als wäre es etwas Unanständiges, und die Hände unter den Tisch nahm.

Und sie sah sich selbst. Die junge Sabine stand an der Spüle. Sie drehte sich um, lächelte, ein kleines, freundliches Lächeln, eins, das alles in Ordnung bringen sollte, nahm Annas Teller mit der angeleckten Schnecke und trug ihn zur Spüle. Dort aß sie die Schnecke selbst, im Stehen, mit dem Rücken zum Tisch, in vier schnellen Bissen, damit nichts weggeworfen wurde. Dann spülte sie den Teller, obwohl er noch gar nicht dran war.

Sabine drehte sich vom Fenster weg, so schnell, dass ihr Mantel gegen die Scheibe schlug. Das Mädchen sah sie an. Es sagte nichts. Es nahm die Kreide aus der Manteltasche, kniete sich hin und zog die Linien von Himmel und Hölle nach, die unter Sabines Stiefeln verwischt waren, eine nach der anderen, ordentlich und ohne Eile. Dann warf es den Kronkorken. Er landete im obersten Feld.

„Wem bist du noch eine Antwort schuldig?“, fragte es und hüpfte los.

Sabine verschränkte die Arme. „Niemandem.“

„Wirklich?“, fragte das Mädchen im Sprung.

„Ich bin niemandem etwas schuldig. Ich habe dreiundzwanzig Jahre lang eine Buchhaltung geleitet, und ich hatte nie einen einzigen offenen Posten. Nicht einen. Ich habe meine Steuer immer im März gemacht. Ich habe jede Rechnung am selben Tag bezahlt."

„Das war keine Antwort", sagte die Kleine und hüpfte weiter.

„Doch, das war eine."

„Das war eine Rechnung." Das Mädchen kam im Himmel an, blieb auf einem Bein stehen, wackelte, fing sich und drehte sich zu ihr um. „Ich hab nach Antworten gefragt."

„Ich verstehe die Frage nicht."

„Doch."

„Und du?", fragte Sabine. „Wem bist du denn eine Antwort schuldig?"

Das Mädchen überlegte ernsthaft, den Kronkorken in der Faust. „Keinem", sagte es. „Aber mir schuldet einer noch einen Keks. Den hast du vorhin fallen lassen."

Sabine sah den Flur hinunter. Weit hinten, vor der weißen Tür, lag tatsächlich ein heller Punkt auf den Dielen. Fast hätte sie gelacht.

Die Uhr tickte rückwärts. Sabine sah nicht hin. Sie sah das Glitzerpferd an, den umgeknickten Rand, die Stelle, an der der Kleber durchschimmerte, und sie merkte, dass sie mit dem Daumen über das Display des Handys strich, immer wieder, über die drei Sätze, als könnte man sie glatt streichen wie ein Laken.

„Ich will zu Anna", sagte sie leise. „Das ist alles. Ich will, dass sie mir verzeiht."

„Ich weiß." Das Mädchen kam zurückgehüpft, auf einem Bein, und hielt sich am Ende an Sabines Mantel fest, um nicht umzufallen. „Aber die Tür ist die letzte. Davor sind die anderen."

„Wie viele?"

Die Kleine zuckte mit den Schultern und sah den Flur hinunter. Sabine folgte ihrem Blick. Die Türen standen in einer langen Reihe bis dorthin, wo die Lampen nur noch Punkte waren, braun, still,

mit ihren blanken und stumpfen Klinken. Die erste, die mit dem Milchglas, war jetzt Wand. Alle anderen warteten.

„So viele, wie du brauchst“, sagte das Mädchen.

„Das ist keine Zahl.“

„Doch. Das ist genau die Zahl.“

Dann roch Sabine etwas, das sie zuletzt vor über dreißig Jahren gerochen hatte, und sie roch es so deutlich, dass sie sich umdrehte, als stünde jemand hinter ihr. Patschuli und Haarspray, die Sorte mit der lila Dose, und darunter etwas Süßes, Pfirsich aus der Dose und billiger Sekt. Eine Tür, zehn oder zwölf Meter den Flur hinauf, auf der linken Seite, stand sperrangelweit offen. Aus ihr kam Musik, ein Pfeifen und eine Gitarre, ein Lied von damals, auf einem Kassettenrekorder, der leierte, weil die Batterien schwach wurden.

Dazu kam ein Lachen, laut, kehlig, viel zu groß, eins, das in jedem Raum alle Köpfe umdrehte. Es war das Lachen vom Schulhof, neben dem Sabine vierzig Jahre lang gesessen hatte, an Küchentischen, in Cafés, bei der Hochzeit und bei der Scheidung.

„Sabine?“, rief Birgit. „Bist du das? Komm rein, ich beiß nicht.“ Eine kleine Pause, dann das Lachen wieder. „Nicht mehr.“

Sabine steckte das Handy ein. Dann schob sie beide Hände tief in die Manteltaschen, so tief, dass die Nähte spannten, und ballte sie zu Fäusten.

Kapitel 5: Birgit

„Ich geh da nicht rein“, sagte Sabine.

„Die steht schon offen“, sagte das Mädchen. „Die wartet nicht mal auf dich. Die ist einfach auf.“

„Das ist mir egal.“

Sie ging trotzdem. Sie ging, weil Birgit gerufen hatte, und weil Sabine noch nie in ihrem Leben eine Einladung ausgeschlagen hatte, ohne eine Entschuldigung dazu zu liefern, und ihr auf die Schnelle keine einfiel. Die Hände ließ sie in den Manteltaschen.

Hinter der Tür führten fünf Stufen mit grünem Nadelfilz hinunter in den Partykeller von Birgits Eltern. Unter der Kiefernholzdecke drehte sich eine Discokugel und warf helle Flecken über das Schaumstoffsofa mit dem orangen Bezug, es roch nach Haarspray, Sekt und feuchtem Beton, und auf der Tiefkühltruhe leierte der Kassettenrekorder das Lied mit dem Pfeifen.

Birgit saß auf der Armlehne des Sofas, einundfünfzig wie Sabine, in einer weinroten Bluse, die Lesebrille an einer Perlenkette, die Haare kurz und grau gesträhnt, als käme sie direkt aus der Apotheke. In diesem Keller sah sie aus wie eine Lehrerin, die auf einer Schülerparty nach dem Rechten sieht.

„Du siehst gut aus“, sagte Birgit. „Für eine Tote.“

„Danke“, sagte Sabine. „Du auch. Ich meine, für eine …“ Sie wusste nicht, wie das Wort für Birgit hieß. Lebende? „Du siehst auch gut aus.“

„Ich weiß, wo wir sind.“ Birgit sah sich um, die Kiefernholzdecke, die Kugel, das Sofa, und schüttelte langsam den Kopf. „Mein Gott. Das Sofa hat mein Vater noch neunzehnhundertneunundneunzig auf den Sperrmüll gebracht, und ich hab geheult. Ist das zu fassen. Ich hab um ein Sofa geheult.“

Das Mädchen war hinter Sabine die Stufen heruntergekommen und hatte sich auf die unterste gesetzt. Es zog die Bowlenschüssel aus Pressglas zu sich heran, die auf einem Hocker neben der Treppe stand, und angelte mit zwei Fingern nach einem Pfirsichstück.

„Lass das", sagte Sabine. „Da ist Alkohol drin."

„Nur im Saft. Ich ess nur die Pfirsiche."

Birgit sah das Mädchen an und lachte, ihr großes, kehliges Lachen, und das Mädchen sah verblüfft hoch und lachte zurück, mit der Zahnlücke, und für einen Moment war der Keller einfach nur ein Keller, in dem zwei Leute über ein Kind lachten.

„Die gelbe Jacke", sagte Birgit. „Die hattest du in der Fünften. Die war dir viel zu groß. Ich hab dich ‚Postsack' genannt."

„Ich weiß", sagte Sabine.

„Hat dich das geärgert?"

„Nein."

Birgit hörte auf zu lachen. Sie stand von der Armlehne auf, langsam, mit einer Hand am Kreuz, wie es Frauen um die fünfzig tun, wenn sie zu lange auf etwas Weichem gesessen haben, kam zwei Schritte auf Sabine zu und streckte ihr die Hand hin. Die Hand war ruhig. An einem Finger steckte noch der Ehering von Uwe, ihrem Exmann,, obwohl Birgit seit sechs Jahren geschieden war.

Sabine sah die Hand nicht an. Sie sah zum Sofa. Eins der Kissen war heruntergefallen und lag auf dem Teppich, auf einem dunklen Fleck, der nach verschüttetem Sekt aussah, und Sabine ging hin, hob es auf, klopfte es aus und legte es zurück an seinen Platz, in die Ecke, mit der Spitze nach oben. Dann rückte sie es noch einmal gerade.

„Sabine", sagte Birgit.

„Ist doch alles vergessen", sagte Sabine. Sie lächelte. Es war das Lächeln, mit dem sie früher bei Betriebsprüfungen Kaffee angeboten hatte. „Wirklich. Wir waren siebzehn."

„Achtzehn. Es war mein Geburtstag."

„Siehst du. Ich weiß es nicht mal mehr."

Das war gelogen. Es war der neunte März gewesen, ein Samstag, und das Lied mit dem Pfeifen war dreimal hintereinander gelaufen, weil Hotte die Kassette nicht umdrehen wollte. Frank Wessel aus der Parallelklasse hatte auf dem Schaumstoffsofa gesessen, genau da, wo jetzt das Kissen lag, eine Flasche Bier zwischen den Knien. Und um kurz vor Mitternacht war Birgit auf den Couchtisch gestiegen, ein Blatt blaues Briefpapier in der Hand, und hatte gerufen: „Hört mal alle her! Unsere Sabine schreibt Liebesbriefe! Und schickt sie nie ab!“

Es war der Brief mit der Kastanie gewesen. Sie hatte Frank darin geschrieben, dass sie im Herbst jeden Morgen eine Kastanie in die Jackentasche steckte, weil er das in der siebten Klasse einmal gemacht hatte, und dass sie sie den ganzen Tag festhielt.

Der Keller hatte gelacht, Frank verlegen in sein Bier hinein, und Sabine am lautesten, damit niemand merkte, dass es ihr Brief war und kein Witz. Sie hatte Birgit den Zettel aus der Hand genommen und gesagt: „Das hab ich doch nur zum Spaß geschrieben.“ Am nächsten Morgen hatte sie die Schuhschachtel mit den anderen zehn Briefen in die Mülltonne hinterm Haus geworfen, ganz nach unten, unter die Kartoffelschalen. Am Montag danach hatte sie Birgit in der großen Pause einen Schokoriegel hingehalten, als wäre nichts gewesen. Sie blieben Freundinnen, jeden Donnerstag, dreiunddreißig Jahre lang, und keine von beiden hat den Abend je wieder erwähnt.

„Du lächelst“, sagte Birgit. „Du hast damals auch gelächelt.“

„Es war doch nicht schlimm.“

„Sag einmal, dass es schlimm war.“ Birgits Hand hing immer noch in der Luft zwischen ihnen, und sie zog sie nicht zurück. „Einmal. Mehr will ich nicht. Ich hab dreiunddreißig Jahre darauf gewartet, dass du mir einmal sagst, dass ich eine blöde Kuh war.“

„Du warst keine blöde Kuh.“

„Ich war eine riesige blöde Kuh.“

Auf der Treppe kicherte das Mädchen mit vollem Mund, und ein Stück Pfirsich fiel ihm auf den Regenmantel. „Drei Atemzüge“, sag-

te es dann, kauend, und hielt die freie Hand hoch, mit gespreizten Fingern, damit Sabine sah, wie viele drei waren. „Du weißt doch, wie."

„Nicht jetzt."

„Wann denn sonst? Die Uhr läuft."

„Ich weiß, dass die Uhr läuft", sagte Sabine schärfer, als sie wollte, und die Kleine zog den Kopf zwischen die Schultern und fischte nach dem nächsten Pfirsich.

„Ich bin nicht hier, um mit dir zu streiten", sagte Sabine. „Ich muss weiter. Die Uhr läuft, und ich habe schon eine Stunde verloren, und am Ende vom Flur ist Anna, und ich muss …"

„Anna." Birgit ließ die Hand endlich sinken. „Natürlich. Weißt du, was ich über Anna weiß? Ich weiß, dass sie gut in Mathe war und dass sie mit sechzehn ein Nasenpiercing hatte und dass sie vor drei Jahren weg ist. Das weiß ich, weil ich es gesehen habe. Erzählt hast du mir das nicht. Du hast gesagt, sie hat viel zu tun mit der neuen Stelle."

Sabine sagte nichts. Die Discokugel drehte sich, und ein heller Fleck wanderte über Birgits Gesicht, über die Stirn, das Auge, die Wange, und war weg.

„Dreiunddreißig Jahre Kaffee", sagte Birgit leise. „Jeden Donnerstag. Ich hab dir alles erzählt. Uwe, die Fehlgeburt, die Sache mit meiner Mutter, meine Schulden. Alles. Und ich weiß bis heute nicht, ob du Thomas jemals geliebt hast."

„Natürlich hab ich ihn geliebt."

„Siehst du", sagte Birgit. „Das sagst du so, wie man die Uhrzeit sagt."

Sie wartete. Als nichts kam, lachte sie kurz und rieb sich mit dem Daumen über die Stirn. „Weißt du, was du in der Fünften gemacht hast? Jeden Morgen in der ersten Pause hast du dein Leberwurstbrot ausgepackt und mir die Hälfte gegeben. Jeden Tag, zwei Jahre lang. Du hast nie gefragt, warum ich keins dabeihatte."

„Ich dachte, du vergisst es."

„Ich hab es nie vergessen." Birgit sah auf ihre Hände. „Ich hatte keins. Das ist ein Unterschied. Und du hast nie gefragt, und ich war dir so dankbar dafür, dass ich dir dreiunddreißig Jahre lang alles erzählt habe, damit du nie fragen musst."
Sabine nahm die Hände aus den Manteltaschen. Sie tat es, ohne es zu wollen, die Hände kamen einfach heraus, und Birgit sah sofort hin, und ihr Gesicht öffnete sich ein kleines bisschen. Sie hob die Hand wieder.

Und Sabine verschränkte die Arme vor der Brust. „Ich will nicht", sagte sie. Es war still im Keller. Die Kassette war am Ende angekommen, und der Rekorder klackte und lief leer weiter, ein Rauschen ohne Musik. Das Mädchen auf der Treppe hatte aufgehört zu kauen. Es saß ganz still, den Pfirsich noch zwischen den Fingern, und sah Sabine an, als wäre sie gerade selbst auf den Couchtisch gestiegen.

„Das hast du noch nie gesagt", sagte die Kleine.

„Was?"

„Ich will nicht."

Aus dem Kindermund klang der Satz fremd und laut, als hätte jemand in einer Kirche geniest. Sabine hatte „Es passt gerade schlecht" gesagt, ihr Leben lang, und „Vielleicht nächste Woche" und „Ich weiß nicht, ob ich das schaffe". Und jetzt hatte sie die drei Wörter ausgerechnet zu Birgit gesagt, die mit ausgestreckter Hand in einem Partykeller stand.

Birgit nickte, langsam und mehrmals, und die Lesebrille an der Perlenkette schaukelte dabei hin und her. „Gut", sagte sie. „Das ist wenigstens ehrlich."

„Birgit …"

„Nein, wirklich. Das ist gut." Sie setzte sich wieder auf die Armlehne, und das Sofa seufzte, und sie verschränkte die Hände im Schoß und drehte an Uwes Ring. „Geh ruhig. Ich bleib hier." Sie lachte, aber nur mit dem Mund. „Weißt du, wo der Rest von mir gerade ist? Ich sitz zu Hause auf dem Sofa, der Fernseher läuft, und ich denk, ich ruf dich morgen an, wegen Donnerstag. Ob wir mal

wieder zu dem Italiener gehen statt ins Café.“ Sie drehte den Ring. „Mir hat noch keiner was gesagt.“

Daran hatte Sabine nicht gedacht. Irgendwer würde Birgit anrufen müssen, Thomas vielleicht, oder Anna, oder eine Frau vom Krankenhaus, die den Namen aus dem Handy hatte, und Birgit würde mit der Fernbedienung in der Hand dastehen. Sabine wollte sich entschuldigen. Das Wort lag schon bereit, vorn auf der Zunge, wo es immer lag, und sie schluckte es hinunter, weil die Treppe draußen nur darauf wartete.

„Wie lange bleibst du hier?“

„Bis du wiederkommst.“

Sabine drehte sich um und stieg die fünf Stufen hinauf, am Mädchen vorbei, das den Kopf einzog, damit ihr Mantel es nicht streifte. Auf der obersten Stufe blieb sie stehen. Sie wartete auf das Klicken, das weiche Kühlschrankklicken der Tür hinter ihr. Es kam nicht. Der Keller blieb hinter ihr offen, mit seinem Rauschen und der Kugel und dem Geruch nach Haarspray.

„Warum geht die nicht zu?“, fragte sie.

Das Mädchen kam mit der Bowlenschüssel im Arm die Stufen herauf, stellte sie im Flur auf die Dielen und wischte sich die Hände am Mantel ab. „Weil du nicht fertig bist“, sagte es. „Die bleibt offen. Die wartet.“

„Und wenn ich nicht zurückgehe?“

„Dann wartet sie trotzdem.“ Die Kleine hob die Bowlenschüssel wieder auf und klemmte sie sich unter den Arm wie einen Fußball. „Die nehm ich mit. Da sind noch sieben Pfirsiche drin.“

Die Uhr am Ende des Flurs tickte. Sabine hatte den Eindruck, dass sie lauter tickte als vorher, und sie wollte nicht hinsehen und sah trotzdem hin. Zwanzig nach sechs. Der Zeiger rückte, während sie ihn ansah, um einen Strich zurück. Sie rechnete nicht nach. Zum ersten Mal, seit sie in diesem Haus war, wollte sie das Ergebnis nicht wissen.

Ihre Arme waren immer noch verschränkt. Sie merkte, dass sie sich selbst festhielt, die Finger in die Ärmel des Mantels gekrallt,

und dass ihre Schultern wieder oben waren, den Zentimeter, den sie bei Yvonne verloren hatten, und noch einen dazu. Im Fenster gegenüber war ein Schulhof im Herbst, und unter einer Kastanie steckte ein Junge etwas in die Jackentasche, während ein Mädchen ihm vom Fahrradständer aus zusah. Sie wandte sich ab und ging zwei Schritte den Flur hinunter, zur nächsten Tür, irgendeiner, egal welcher, nur weg von dem Rauschen.

„Sabine."

Birgits Stimme kam aus dem Keller herauf, nicht laut, und sie hatte nichts mehr von dem großen Lachen. Es war die Stimme, mit der Birgit vor vierzig Jahren in der fünften Klasse neben ihr in der Bank geflüstert hatte, wenn sie etwas abschreiben wollte.

„Ich hab ihn noch. Den Brief mit der Kastanie. Ich hab ihn damals nicht zurückgegeben. Er liegt bei mir zu Hause, in der Schublade unter dem Telefon, seit dreiunddreißig Jahren."

Sabine blieb stehen. Ihre Hand, die schon nach der nächsten Klinke gegriffen hatte, blieb in der Luft hängen, einen Fingerbreit über dem Messing.

„Willst du wissen, was ich damit gemacht habe?"

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat: Wie es mit Sabine weitergeht und wer hinter der letzten Tür wartet, erzählt der ganze Roman.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link. Dort findest du alle Ausgaben, auch den Weg zum eBook auf Amazon.



innere-architektur.com/das-haus-der-antworten

Dein Leserbereich

Hat dich diese Leseprobe neugierig gemacht? Im Leserbereich kannst du abhaken, welche meiner Bücher du schon gelesen hast, deinen Lieblingssatz festhalten und siehst, wo du gerade mitlesen oder testlesen kannst. Kostenlos, nur mit deiner Mailadresse.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link:



innere-architektur.com/leserbereich